Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 170 (1897)

Artikel: Die Fürstin
Autor: L.F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-654638

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Fürstin.

Von L. F.

Sie hieß Annemarie und war eigentlich keine Hochgeborene, sondern nur eine Schneiderin. Ihren Beinamen „die Fürstin" verdankte sie auch nicht ihrer Leibesgestalt, die eher zierlich und anmutig als majestätisch, und nicht ihrem Wesen, daß weder stolz noch besonders würdevoll, eher naiv und munter war, sondern einem Erlebnis, auf das wir aber hier zunächst nicht näher eingehen werden, sondern es dem Verlaufe unserer Erzählung überlassen wollen, den Leser darüber aufzuklären.

Wir suchen die Annemarie im Kundenhaus auf. Sie geht sehr gern auf die „Stör", denn da ist's viel kurzweiliger als daheim bei der alten Mutter, die sich in ihren jugendlichen Frohsinn nicht mehr recht finden kann und, wenn sie nur etwa zur Arbeit ein Liedchen singt, z. B. das:

„Schön bin i, das weiß i",

gleich sagt: „Aber Annemarie, Du ziehst gewiß noch einmal einen Schuh voll heraus, wenn Du immer der Eitelkeit nachsinnst!"

In den Kundenhäusern aber war sie beliebt gerade um ihrer Munterkeit willen; da konnte sie lachen und plaudern nach Herzenslust, um so eher, als sie dabei keine Hand stille hielt, sondern ihre Fingerlein gar hurtig über ihre Arbeit gleiten ließ.

Einzig im Pfarrhaus und Schulhaus tönte ihr etwa ein warnendes Wort entgegen, wenn der Jugendübermut sie über Stock und Stein tanzen ließ; aber allzu strenge war man auch in diesen Häusern nicht, im Bewußtsein, daß man auf die Jugend nur Einfluß gewinnt, wenn sich mit dem Ernste die Milde paart.

Ins Schulhaus folgen wir ihr heute. Dort soll sie für Lina, die älteste Tochter des Hauses, ein neues Kleid fertigen. Lina sitzt bei ihr und hilft wacker mit.

Annemarie und Lina sind Busenfreundinnen, sie sind die ganze Schulzeit über Seite an Seite gesessen auf der gleichen Schulbank, miteinander konfirmiert worden vor 2 Jahren und haben auch nachher noch treu zu einander gehalten.

Eine Zeit lang zwar hatte es geschienen, es wolle ein Schatten zwischen ihre Freundschaft treten; aber dieser Schatten hatte sich plötzlich gehoben und die Sonne der Freundschaft strahlte wieder so helle als vorher. Es verhielt sich damit folgendermaßen:

Lina und Annemarie, deren Wohnhäuser nur durch ein großes Bauernhaus getrennt waren, das in der Mitte eines schönen Baumgartens lag, waren von Kind auf auch außer der Schule fast beständig bei einander, ebenso Linas um ein paar Jahre älterer Bruder Albert und sein Altersgenosse Felix, der einzige Sohn des Besitzers des schönen Bauerngutes. Die vier Nachbarskinder spielten in ihren Freistunden einträchtiglich miteinander, und wenn in dem Baumgarten des Felixen eine saftige Birne zu Boden fiel und Albert sie erwischte, so bekam sie regelmäßig die Annemarie, war aber Felix der Glückliche, so bot er sie der Lina an.

Die Eltern der Kinder sahen diese Eintracht gar nicht ungern, sie dachten, es könnte später zwei nette Pärchen aus den Vieren geben.

Zunächst wurden sie aber für einige Jahre getrennt. Der Albert kam ins Seminar, er sollte sich zum Lehrer ausbilden, Felix hingegen durfte eine landwirtschaftliche Schule besuchen und nachher noch ins Welschland. Sein Vater wollte ihm gern eine etwas höhere Bildung angedeihen lassen, als sie andere Bauernsöhne besaßen; denn er hoffte, die Ehrenämter der Gemeinde fallen ihm später zu.

Felix war der Erste, der seine Studien absolvierte und als ein gewixter Bursche wieder heimkehrte. Man kannte ihn fast nicht mehr, so eine „gute Gattig" machte er. Er war immer ein sehr hübscher Bursche gewesen, nur etwas linkisch. Jetzt aber trat er auf wie ein Herr, und alle Mädchen des Dorfes schauten ihm bewundernd nach, wenn er mit freundlichem, aber gemessenem Gruße an ihnen vorbeiging. Auch Annemarie war ganz überrascht von dem Wunder, das der Aufenthalt im Welschland an ihrem Jugendfreunde bewirkt hatte. Die Verwunderung war übrigens gegenseitig: Felix hätte nie gedacht, daß die Annemarie ein gar so allerliebstes Mädchen werden könnte, wie sie ihm jetzt entgegentrat. Zwar hatte er sich als Bube immer mehr zu der sanften, freundlichen Lina gezogen gefühlt, als zu der etwas neckischen Annemarie; aber zu einer so reizenden Erscheinung wie die Annemarie hatte sich die

Lina nicht entwickelt. Sie war zu einem ganz netten, besonders bei näherem Umgange anziehenden Mädchen emporgeblüht, aber eine ungewöhnliche Schönheit besaß sie nicht.

Kurz, das Herz des Felix kam etwas ins Wanken, besonders weil ihm die Annemarie auch gar so freundliche Blicke zuwarf. Es geschah zwar ohne die klare Absicht, ihn für sich zu gewinnen; sie wußte wohl, wie sehr das Herz ihrer Freundin an Felix hing, und daß sie sozusagen für ihn bestimmt war. Sie wollte ihn ihr nicht abspenstig machen. Sie konnte sich nur nicht enthalten, ihn mit Wohlgefallen zu betrachten und ihre Freude zu haben an dem Eindruck, den ihre eigene Schönheit so sichtlich auf ihn machte. Hätte sie gewußt, wie sehr sie durch ihr kokettes Spiel das Herz ihrer armen Freundin kränkte, sie hätte sich bescheidener betragen, denn sie war im Grunde ein gutes Kind, dem nur seine große Schönheit zum Fallstrick zu werden drohte.

Das war der Schatten, der zwischen die beiden Freundinnen getreten und ihrer Freundschaft das Lebenslicht auszublasen drohte.

Lina grämte sich im stillen. Sie wußte wohl, daß sie durch den Versuch, sich selbst zu helfen, die Sache nur schlimmer machen würde. So klagte sie ihre Not niemand als dem lieben Gott. Und es wurde ihr geholfen. Zwar auf einem ganz merkwürdigen Wege, auf dem die Annemarie zunächst nur wieder in neue Wirrnisse geriet; aber es giebt eben Leute, die nicht eher zum Verstand kommen, als bis sie den Kopf einmal tüchtig angerannt haben, und zu denen zählte die Annemarie. Es gehörte also wesentlich zu ihrer innern Erziehung, daß ihr Gelegenheit geboten wurde, denselben anzurennen.

Da trat dann das kleine Erlebnis ein, das wir oben angedeutet haben, und das der Annemarie den Beinamen „die Fürstin" eingetragen hat. Es diente zwar zunächst gerade noch zur größeren Verdichtung der Eitelkeitsumhüllung, die über ihrem Wesen lag, sollte aber doch die ihr vom lieben Gott zugedachte Kur vorbereiten.

Es war im Herbst, am Sausersonntag. Da trat in der Dorfschenke ein Mann auf, der ganz verwunderliche Kunststücklein produzierte. Er besaß einige zahme Kanarienvögelein; die verkleidete er in vornehme Herrschaften, Kutscher und Pferde. Die Herrschaften setzten sich in eine kleine Kutsche, die Pferde wurden vorgespannt, der Kutscher schwang sich auf den Bock und kutschierte das selsame Fuhrwerk auf dem ganzen langen Tische herum.

Als man sich daran satt geschaut hatte, nahm der Künstler seinen Hut vom Nagel, zündete eine Unschlittkerze an, wie man sie dazumal brannte, warf etwas Schmalz in den Boden seines Hutes und machte es heiß über der Flamme der Kerze; dann schlug er Eier hinein und buk sich eine saftige Omelette, die er sogleich verzehrte. „Guten Appetit!" riefen ihm die Zuschauer zu.

Dann stellte er ein kleines Bernerhäuschen, das ein Hotel vorstellen sollte, auf den Tisch und rief: „Kellner, komm heraus!" und alsobald erschien ein kleines hölzernes Männchen mit einer Serviette unterm Arm und harrte der Befehle. „Bring' eine Düte Zuckerbrot für die schönste Jungfer, die hier am Tische sitzt!" (Man sagte damals noch nicht „Fräulein".) Und das Männlein schob ab und erschien bald wieder mit der verlangten Düte und überreichte dieselbe mit einem tiefen Bücklinge der Annemarie, die es verschämt annahm. Sie war aber, beiläufig gesagt, undankbar genug, nach aufgehobener Sitzung den Inhalt der Düte an Kinder zu verschenken, ihr selbst ekelte davor, sie wußte nicht warum.

Noch viele andere solche Stücklein, die sich die Zuschauer nicht auf natürlichem Wege zu erklären vermochten, gab der Hexenmeister zum besten. Zum Schlusse wahrsagte er noch jedem, der das haben wollte. Auch Annemarie streckte ihm ihre Hand hin, obschon ihre Freundin Lina sie davon abhalten wollte und meinte: das führe zu nichts Gutem.

„Um Dich wird einst ein Fürst werben!" verhieß der Wahrsager, dem Mädchen etwas dreist in das vor Erstaunen und triumphierender Freude aufleuchtende Gesicht schauend. „Die hat's gepackt, die dumme, eitle Gans!" sagte er zu sich selbst, „hübsch genug ist sie zwar, und wenn ich ein Fürst wäre, so nähme ich sie, wenn auch nur zum Feinsliebchen!"

Die Annemarie hatte keine Ahnung von den spöttischen Gedanken, die in des Hexenmeisters Seele auftauchten. Sie nahm seine Wahrsagung ganz als bare Münze, denn wer so wunderbare

Auch Annemarie streckte ihm ihre Hand hin.

Sachen machen konnte, wie dieser Hexenmeister, der konnte auch einen Blick in die Zukunft haben, urteilte sie.

Sie glaubte von nun an steif und fest, sie sei bestimmt, eine hohe Rolle in der Welt zu spielen, und wenn's auch nicht gerade ein Fürst sein würde, sie wollte mit einem Grafen vorlieb nehmen; aber etwas extra Vornehmes mußte es sein, das war fertig. Nun konnte ihretwegen des Felixen Felix laufen, wohin er wollte, sie gab ihn frei und seiner Lina zurück, von der sie ihn glücklicherweise noch nicht ganz abzutrennen vermocht hatte, und deren goldtreues Herz der Felix jetzt erst recht schätzen lernte.

Aber auch den Albert, an den sie eigentlich eine tiefere Neigung band, als ihr selbst noch zum Bewußtsein gekommen, schaute sie nur noch über die Schultern an, als er im Frühling, nach wohlbestandenem Examen, zunächst ins Elternhaus zurückkehrte, um aber bald darauf einen Schuldienst anzutreten. Das that dem Albert, der die Annemarie ehrlich und von ganzem Herzen liebte, überaus weh. Er war so eine brave, redliche Seele, so ganz von dem Holz, aus dem man gute Ehemänner schneidet; aber freilich, ein Fürst war er nicht, nicht einmal ein Graf, und daß die Annemarie durchaus in die Höhe wolle, wußte seit jenem Sausersonntag das ganze Dorf und gab ihr den Spottnamen „die Fürstin".

Man hätte meinen sollen, die Annemarie hätte sich geschämt, sich so betitelt zu hören, aber das war durchaus nicht der Fall; sie dachte: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten!" und dann sang sie wieder: „Schön bin i, das weiß i . . . " und baute auf dies Bewußtsein ihre Luftschlösser.

So standen die Sachen an dem Tage, wo wir die Annemarie ins Schulhaus begleitet haben, um für die Lina ein Kleid zu fertigen.

Nach Beendigung des Vormittag-Schulunterrichts trat der Herr Lehrer auch in die Stube. Er hatte einen Brief in der Hand, den er soeben vom Postboten bekommen, und den er nun mit großem Interesse las, von Zeit zu Zeit sein Haupt schüttelnd und endlich in helles Lachen ausbrechend.

„Könnt Ihr erraten, was für einen Mann des Hanissen Lise bekommen hat?" rief er aus und machte ein so kurioses Gesicht dabei, daß man wohl merken konnte, es müsse etwas ganz Apartes dahinter stecken.

„Des Hanissen Lise? Nein! Was für einen Mann hat sie?" riefen beide Mädchen zugleich aus, und die Mutter kam auch in die Stube, durch das Gelächter ihres Mannes angelockt, und bezeugte die gleiche Neugierde wie die Jungen.

Ehe wir dieselbe befriedigen, müssen wir den Leser zuerst ein wenig besser bekannt machen mit des Hanissen Lise und ihren Heiratsaussichten.

Die Lise war bis vor kurzem eine Bewohnerin desselben Dorfes gewesen, in dem Lina und Annemarie lebten, und eine Kamerädin von ihnen. Sie hatte für sehr hübsch gegolten und viele Bewerber gehabt, die ihr aber sämtlich nicht reich genug waren. Die Lise war nämlich etwas faul und genußsüchtig, und hatte sich vorgenommen, nur zu heiraten, wenn sie dann die Herrenfrau spielen könne.

Nun hatte sie einen Vetter in Amerika, der schrieb ihr, er wüßte ihr eine gute Partie. Er kenne einen hordreichen Herrn, der gern eine Frau aus Europa hätte. Er habe ihm von ihr gesagt, und er sei bereits ganz begeistert von ihr durch seine Beschreibung. Wenn sie auf die Sache eingehen wolle, so brauche sie nur ein Wörtchen zu schreiben (Photographien konnte man damals noch nicht verlangen, weil das Photographieren noch nicht erfunden war) und alsbald werde ihr der Herr Dark reiche Geschenke schicken, natürlich samt dem Reisegeld, so daß sie deutlich werde erkennen können, er, der Vetter, übertreibe nicht, wenn er den Herrn Dark für unermeßlich reich ausgebe.

Die Lise war gleich Feuer und Flamme und konnte ihr Jawort nicht schnell genug nach Amerika spedieren. Man warnte sie zwar: es müsse gewiß einen Haken an der Geschichte haben, ein so märchenhaftes Glück begegne einem im gewöhnlichen Leben nicht. Der Herr Dark sei gewiß eine Art Blaubart, der schon 7 Frauen umgebracht habe und darum keine mehr in Amerika bekomme und sich eine aus Europa verschreiben müsse. Und dann sei der Reichtum doch nicht das einzige, was es zu einer glücklichen Ehe bedürfe, und ihr Vetter habe ja von gar nichts anderem geschrieben, als von dem Reichtum des Herrn Dark, nicht einmal wie alt er sei, und ob er seine geraden

Glieder habe und gesunde Geisteskräfte, und ob er auch ein braver, gottesfürchtiger Mensch sei.

Die Lise hätte nun gern gesagt: Der Vetter, der ihr die Partie anrate, sei ihr Bürge für das alles. Aber sie wußte wohl, daß derselbe in seiner Heimat als gar kein sauberes Früchtchen bekannt war von früher her, und daß man auch nicht recht wußte, was er in Amerika trieb.

Sie schlug daher die Warnung nicht absolut in den Wind, sondern bat in ihrem Briefe an den Vetter um einige weitere Auskunft, Herrn Dark betreffend, ließ aber so deutlich das „Ja" durchfühlen, das in ihrem Herzen bereits gesprochen war, daß statt einer eingehenden Beantwortung ihres Briefes aus Amerika einfach eine so reiche Ladung Geschenke samt dem Reisegeld eintraf, daß Lise ganz geblendet wurde und meinte:

„Es kann der Knabe
Mit der schönen, lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein."

Der Herr Lehrer trat in die Stube mit einem Brief in der Hand.

Im Begleitbriefe standen nur die Worte: „Komm so schnell als möglich, alles andere mündlich!"

Und sie ging und ließ ihre Dorfgenossen in großer Spannung zurück. Jedermann fragte sich, wie's wohl weiter gehen werde? Der Lehrer aber schrieb an einen Freund, der in der Nähe der Stadt wohnte, in die Lise gereist war, und bat ihn, sich nach ihr zu erkundigen. Und nun hatte er heute einen Brief von ihm bekommen.

„Was für einen Mann hat die Lise bekommen?" fragten alle begierig, mit aufs höchste gespannter Neugierde.

„Einen kohlrabenschwarzen Neger!“ brachte der Lehrer endlich mühsam heraus; „die Lise sei bei seinem ersten Anblicke zurückgefahren, wie wenn's der Böse selber wäre, der seine Hand nach ihr ausstreckte, und habe sogleich wieder heimzureisen begehrt. Aber woher das Geld nehmen? Der Herr Dark hatte ihr, im Gegensatz zu seiner sonstigen Freigebigkeit, wohlweislich nur gerade das Geld zur Hinreise, nicht aber auch solches zur Rückreise geschickt. So konnte sie nichts machen; auch hätte sie sich bis in den Erdboden hinein geschämt, als eine Angeführte wieder heimzukommen. Sie ließ sich also schließlich herbei und zog das wundervolle weiße Atlaskleid an, das ihr Liebster für sie hatte aus Paris kommen lassen, und den prächtigen Brautschmuck, mit dem er sie beschenkt hatte, und ließ sich die Myrtenkrone in ihr goldiges Haar flechten und stand dann da, schön wie ein Engel an der Seite ihres schwarzen Bräutigams. Und als die beiden getraut waren, erhielt der Vetter das ausbedungene hübsche Trinkgeld für den Kuppeldienst.

Mit Staunen und Lachen hatten Annemarie und Lina dem seltsamen Berichte zugehört; die Frau Schullehrerin aber meinte: es sei eher zum Weinen als zum Lachen, besonders weil die Lise nun natürlich auch schwarze Kinder bekomme; aber sie wollte nichts sagen, wenn es ehrlicher bei der ganzen Sache zugegangen wäre; an die schwarze Farbe werde sich die Lise ja nach und nach schon gewöhnen; aber das könnte sie einem Manne nie verzeihen, wenn er sie so angeführt hätte.

„Gewiß sollte man nicht allzuviel aus dem Rassenunterschied machen, Mensch ist Mensch, ob weiß oder schwarz,“ sagte der Lehrer; „aber doch heißt's im Sprichwort: Gleich und gleich gesellt sich gern! und in Amerika hätte der Herr Dark bei all seinem Reichtum keine irgend respektable weiße Frau bekommen; er mußte sich eine aus Europa kommen lassen, wenn er seine Rasse veredeln wollte, und die Lise ist glücklich auf den Leim gegangen. Sie ist übrigens nicht die Erste und wird leider nicht die Letzte sein, die in eine Falle geht. Sie ist mit Gold geködert worden; ich kenne aber eine, der eine Fürstenkrone vorschwebt, wenn's nur nicht noch gefehlter herauskommt damit!“

Jetzt begehrte die Annemarie aber auf: „So dumm, wie die Lise stelle ich's denn allweg nicht an. Ich reise nicht aufs Geratewohl nach Amerika, aber was einem vom Schicksal bestimmt ist, das ist einem bestimmt, und drum warte ich ganz geduldig, bis es sich von selbst erfüllt!“

„Und meinst Du wirklich, ein Fürst, selbst wenn er um Dich würbe — mehr ist Dir ja nicht verheißen worden — würde Dich zur Fürstin machen?“ sagte der Lehrer. „Das könnte er gar nicht; es sind ganz unverbrüchliche Gesetze da, daß nur ebenbürtige Bräute den Thron mit Fürsten und Königen teilen dürfen, und auch nur Kinder aus ebenbürtigen Ehen sind thronfähig.“

So weit hatte die Annemarie noch nie gedacht, wohl aber als Kind schon in ihren Märchenbüchern gelesen von einem Schneider, der eine Prinzessin erobert und durch sie König geworden, und von einer klugen, schönen Müllerstochter, die ein Prinz geheiratet und zur Königin gemacht hat. Als ihr nun aber der Herr Lehrer den Standpunkt klargemacht, fing sie fast an sich ihrer thörichten Wünsche zu schämen; aber nur um so größer wurde ihr Verlangen, wenn auch nicht gerade einen Fürsten, so doch sonst einen vornehmen Herrn zum Gemahle zu bekommen, nur auch wegen den Leuten, damit sie nicht ausgelacht werde.

Nun geschah es, daß nicht lange nach diesen Tagen der Zündhölzlifrieder wieder einmal ins Dorf kam. Er war ein Krüppel und konnte sein Brot auf keine andere Art verdienen, als mit Hausieren. Drum nahm jedermann seinen Bedarf an Zündholz und Wichse gern bei ihm, zumal er ein fideler Kerl war, der gern ein Späßchen machte.

Wenn er diese Gegend absuchte, so hatte er sein Nachtquartier meistens bei Hannoggens, die ihm ein Strohlager in der Scheune zurecht machten und am Nachtessen teilnehmen ließen. Bei diesem ging es oft recht lustig zu, so gerade heute. Man erzählte dem Zünderfrieder allerlei, das im Dorfe passiert war, seit er das letzte Mal dagewesen, und er fragte all seinen Bekannten mit Interesse nach.

„Hat die Annemarie ihren Fürsten noch immer nicht bekommen?“ fragte er unter anderem.

„Nein, nein, die wird noch lange warten können!“ hieß es.

„Wer weiß, ich könnte ihr vielleicht aus der Not helfen“, sagte der Frieder.

„Ihr? Kennt ihr einen Fürsten, den Ihr der Annemarie zuschicken könnt?“ lachten die andern.

„Ja wohl! Ja wohl, ich bin sein bester Freund, und er thut alles, was ich will!“

Man schaute ihn mit offenem Munde an und wußte nicht, wohinaus er wollte.

Der Zündhölzlimann aber sagte: „Ich spaße nicht, Ihr nennt mich immer nur den Zündholzfrieder und wißt gar nicht, wie ich eigentlich heiße. Mein Name ist Friedrich Fürst, das steht so im Taufbuch und niemand kann es durchthun. Und ich hätte fast Lust, die Annemarie einmal anzufragen, ob sie's mit mir probieren will? So viel ist sicher und gewiß, daß, wenn sie mich will, ich sie ehrlich und redlich heiraten würde, was vielleicht ein anderer Fürst nicht thäte.“

Friedrich Fürst, vulgo Zündholzfrieder, bringt seine Werbung an.

Nun platzten alle in ein helles Lachen aus: „O thut das! Thut das!“ rief der älteste Sohn; „Ihr müßt ein schönes Trinkgeld von mir haben, wenn Ihr's thut!“

Der Hans Jakob hatte nämlich schon längst danach verlangt, der Annemarie einmal einen Tuck zu spielen, weil sie ihn immer so über die Achsel ansah und seine Artigkeiten, die er ihr etwa hatte erweisen wollen, immer so verächtlich zurückgewiesen hatte.

Die Mutter zwar rief: „Macht doch keine Dummheiten!“ Aber der Zünderfritz und der Hans Jakob zwinkerten sich zu mit den Augen,

und was sie später in der Scheune noch miteinander verabredeten, hielten sie zunächst geheim.

Am folgenden Morgen machte sich der Zündholzfrieder so schön er konnte, und der Hans Jakob lieh ihm noch ein seidenes Halstuch, dann suchte er Annemaries Wohnung auf. Annemarie wollte ihn abweisen: sie brauche gerade jetzt nichts. Er sagte aber, er habe etwas Wichtiges mit ihr zu reden, er müsse es ihr aber allein sagen. So führte ihn die Annemarie in die Stube, wo sie vor Störung sicher waren, da die Mutter im Garten arbeitete.

Was nun in der Stube verhandelt wurde, wie der Herr Friedrich Fürst, vulgo Zündholzfrieder, seine Werbung angebracht und welche Antwort er darauf erhalten hat, davon erfuhr nie jemand ein Sterbenswörtchen, und so können wir auch nichts ausschwatzen.

Aber so viel ist richtig, daß der Zünderfrieder sehr bald das Haus wieder verließ und gar nicht aussah, wie ein glücklicher Bräutigam, sondern eher wie ein begossener Pudel.

Die Annemarie aber ließ sich manchen Tag gar nicht blicken unter den Leuten, so daß man sich fragte, ob sie krank sei? Auch die Mutter wurde befragt; die wußte aber keine rechte Aufklärung zu geben. Sie sagte nur, die Annemarie sei allweg nicht gut z'weg, aber sie wisse nicht, was ihr fehle, vom Doktor wolle sie nichts wissen. Da erbarmte sich endlich der Hans Jakob der g'wunderigen Leute und sagte ihnen, was er wußte und was er vermutete.

Da gab es denn freilich ein großes Halloh im Dorfe, und wenn die Annemarie früher den Kopf hoch getragen hatte, so hätte sie es jetzt am liebsten gemacht wie der Vogel Strauß und denselben im Sande versteckt. Aber es mußte jetzt eben durchgemacht sein, und es that der Annemarie im Grunde ganz gut, daß ihr der Kopf bei dieser Gelegenheit so gründlich gewaschen und alle Eitelkeitsmücken daraus vertrieben wurden.

Sie wurde erst jetzt ein Mädchen, an dem man seine Freude haben konnte. Und wenn sie meinte, der Albert, der ihr auf einmal hoch über ihr zu stehen schien, werde sie nun verachten und nicht mehr wollen, so irrte sie sich sehr. Das treue Herz war froh genug, daß endlich die Steine fortgeräumt waren, die seinem Glücke im Wege gestanden, und der Annemarie wurde der Albert um dieser Treue willen so lieb, daß sie ihn an keinen wirklichen Fürsten getauscht hätte.

Der Herr Schullehrer aber sagte oft: „Annemarie, Du darfst von Glück sagen, daß Du so leichten Kaufs davongekommen; es hat schon manches eitle Mädchen viel teureres Lehrgeld zahlen müssen."

Grabschriften.

Im Nebel verirrt;
Der Berggeist ihn verwirrt.
Weil im Gebirge führerlos,
Fiel heute schon das Todeslos.
Der Führer will leben,
Soll Verdienst man ihm geben.
Wanderer, merke das Sprüchlein fein,
Ins Hochgebirge nie allein.

* * *

Hier liegt Martin Krug,
Der Kinder, Weib und Orgel schlug.

Unsere Jugend.

Der kleine Hans: „Vater, wer hat das Pulver erfunden?"

Vater (beim Lesen unwirsch): „Ich nicht."

Hans: „O, das habe ich lange gewußt."

Sicheres Zeichen.

Erste Dame: „Ihr Karl soll einmal Professor werden, sagten Sie; dann lernt er wohl vorzüglich in der Schule?"

Zweite Dame: „Das nun gerade nicht, aber er ist schon jetzt auffallend zerstreut!"

* * *

In einer der Schlachten des deutsch-französischen Krieges hielt ein junger Ordonnanz-Offizier (jetzt Hauptmann) Z. die Zügel des Pferdes, auf welchem sitzend der General v. W. mit dem Feldstecher die Bewegungen der Truppen beobachtete. Kugeln schlugen rechts und links ein und gingen über die Köpfe der beiden hinweg. — „Ei, ei," sagte der General, „ich glaube, Sie haben sich etwas gefürchtet, Kleiner?" — „Ja, Excellenz," erwiderte der Lieutenant, „ich fürchtete, Sie würden getroffen werden."

Spruch.

Lieber mit Braven Krätzer getrunken,
Als Champagner mit Halunken.